

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 48

Artikel: Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-35360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Manne helfe, über das Schwerste hinwegzukommen. Natürlich kann auch der Feldherr Nutzen daraus ziehen, wenn er ein verständiger Mann ist und die Psyche zu benutzen weiß. Zwei moderne haben das vorzüglich verstanden: Benedek und der jüngere Skobelev. Beiden wurde nachgeredet, sie seien kugelfest. Es mag das daher kommen, daß beide ungemein tapfere und kühne Männer waren. Sie widersprachen dem Gerede nicht und wußten die Sachlage klug auszunutzen. So gewannen sie gewaltigen Einfluß auf die Truppen. Als dann aber Skobelev durch einen Granatsplitter am Rücken verwundet wurde, da durfte er sich nichts anmerken lassen. Sein Stoizismus brachte es auch wirklich zustande, und es hat kein Mensch etwas davon vernommen.

Es gehört also mit zum Begriff „Führer“, nicht nur Situationen klug auszunutzen, sondern auch deren Folgen konsequent zu tragen. *H. M.*

Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier.

Daß es in einem Hauptquartiere stets reibungslos zugehen müsse, ist eine Forderung, die über menschlicher Möglichkeit steht. Es sind der Köpfe zu viele vereinigt, als daß sie in allen Dingen der gleichen Meinung sein könnten. Zudem drängen sich bei dem komplizierten Geschäft, das die Führung eines großen Krieges ist, so viele und verschiedene Fragen in den Vordergrund, daß auch beim besten Willen eine Meinungsleichheit nicht bestehen kann. Dabei muß man noch gar nicht an ein wildes Strebertum, ein bewußtes Vordrängenwollen eigener Meinungen, eine krankhafte Autoritätsbehauptung oder dilettantische Steckköpferie denken, die bei uns nur zu oft mit logischer Konsequenz oder Unbeugsamkeit des Charakters verwechselt zu werden pflegt. Auch ohne das sind Differenzen selbst in grundsätzlichen Fragen nur zu leicht möglich.

Bei der heutigen Kriegführung kann der Stab des Feldherrn, sei dieser nun das Staatsoberhaupt oder eine besonders hiezu berufene Persönlichkeit, unmöglich mehr aus nur wenigen Leuten bestehen. Neben dem rein operativen Dienst sind technische und administrative Berater notwendig, die zur Bewältigung der ihnen obliegenden Aufgaben wiederum ihrer engeren Stäbe bedürfen. So hat sich ein stetiges Heranwachsen des in einem Hauptquartier vereinigten Personals ergeben. Dieses Wachstum ist dann noch befördert worden, wenn der Kriegsherr, ohne die oberste Führung zu übernehmen, sich mit seiner Umgebung dem eigentlichen Hauptquartiere zugesellte, wie das beispielsweise 1806 beim preußischen Heere, 1813 bei den Verbündeten, 1870 auf französischer Seite und 1877 bei den Russen der Fall gewesen ist. Ein Gleiches mußte eintreten, wenn Kriegsherr oder Feldherr, oder gar beide zusammen, die unglückliche Neigung hatten, vieler Leute Meinung zu hören, die sich womöglich noch widersprachen. Es bildete sich dann um sie ein Kriegsrat von patriotischen und ehrgeizigen, aber wenig erfahrenen und sachverständigen Männern, die sich um so ungebundener in phantastischen Plänen ergehen konnten, als sie für deren Ausführung die Verantwortung nicht zu tragen brauchten.

Diese Elemente sind es recht eigentlich gewesen, die von jeher in einem Hauptquartier den Widerspruch der Meinungen und damit nicht unerheb-

liche Friktionen hervorgerufen und befördert haben. Sie abzustößen oder auf ein Minimum zu reduzieren, muß innerhalb der zulässigen Grenzen jedes Heerführers Bestreben sein. Doch stehen diesem Bestreben oft Hindernisse entgegen, die besonders aus dynastischen Gründen kaum zu überwinden sind. So war es 1813/14 im Hauptquartier der Verbündeten, in dem sich neben den drei verbündeten Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen noch die Vertreter Englands und Schwedens, sowie anderweitige politische Persönlichkeiten Rendez-vous gegeben hatten. Dabei waren die Monarchen noch von ihren besonderen militärischen Ratgebern begleitet, die sehr oft über die vorzunehmenden Operationen ganz andere Anschauungen hatten als die am Feinde befindlichen Armeeführer. Es herrschte also ein Zustand, der dem nahe kam, den Moltke später in der Einleitung zu seiner Beschreibung des Feldzuges von 1859 mit folgenden Sätzen gekennzeichnet hat: „Man umgebe einen Feldherrn mit einer Anzahl voneinander unabhängiger Männer — je mehr, je vornehmer, ja, je gescheiter, um so schlimmer —, er höre bald den Rat des einen, bald des anderen, er führe eine an sich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewissen Punkte, eine noch zweckmäßigere in einer anderen Richtung aus, erkenne dann die durchaus begründeten Einwürfe eines dritten und die Abhilfevorschlüsse eines vierten, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter wohlmotivierten Maßregeln seinen Feldzug verlieren wird.“ Es ist daher dem damaligen Generalissimus der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, hoch anzurechnen, daß er unter diesen Umständen den Krieg gegen Napoleon doch noch zu einem guten Ende geführt hat. Allerdings ist dabei nicht zu verkennen, daß dieses gute Ende in vielen Punkten mehr seinem diplomatischen Geschick zu verdanken ist, mit dem er die verschiedenen Meinungen und Ansichten auszugleichen wußte, als seinem operativen Führungstalent.

Wie zersetzend und unheilvoll für die Kriegführung solche Meinungsdivergenzen und das Hervordrängen verantwortlicher und unverantwortlicher Ratgeber in den österreichischen Hauptquartieren von 1859 und 1866 gewirkt haben, sei hier nur kurz gestreift. Sie sind es in der Hauptsache gewesen, daß kein operativer Gedanke konsequent durchgeführt worden ist und die verantwortlichen Heerführer in ihren Entschlüssen immer schwankender geworden sind. Aber auch im preußischen Hauptquartier von 1866 und im preußisch-deutschen von 1870/71 hat es an Unstimmigkeiten nicht gefehlt. Man denke nur an die Mühe, die es 1866 Moltke gekostet hat, die drei aus verschiedenen Richtungen in die österreichischen Grenzlande vormarschierenden Armeen bei Königgrätz rechtzeitig zum vereinten Schlagen zu bringen, an den heftigen Widerstreit der Meinungen, der 1870/71 wegen der artilleristischen Behandlung von Paris entstanden ist. Hier ist es letzterdings nur dem unbeirrten Vertrauen König Wilhelms auf die Ratschlüsse seines Generalstabschefs zu verdanken, daß kein operativer Schaden entstanden ist.

Wenn sich auch im deutschen Hauptquartier des Weltkrieges Unstimmigkeiten geltend gemacht haben, so ist das schon an und für sich begreiflich. Es ist aber noch begreiflicher, wenn man bedenkt, daß es sich um ein Fechten auf weit auseinander lie-

genden Fronten und auf Kriegsschauplätzen gehandelt hat, die ganz verschiedene operative Bedingungen aufzuweisen gehabt haben, daß mit dem Kriege auf dem festen Lande noch ein weit ausgreifender Seekrieg zu führen war und daß noch Bundesgenossen berücksichtigt werden mußten, deren wirtschaftliche und militärische Leistungsfähigkeit sich je länger je mehr nicht als eine solche erwies, wie man sie ursprünglich erhofft haben mochte. Allerdings ist man über den Umfang, den diese Unstimmigkeiten angenommen, und über den Einfluß, den sie auf die Kriegführung in ihren Einzelheiten und ihrem Ganzen ausgeübt haben, noch keineswegs vollständig aufgeklärt. Trotzdem haben die verschiedenen Denkwürdigkeiten, die über den Krieg schon von Persönlichkeiten veröffentlicht worden sind, die im Hauptquartier oder anderswo in hervorragender Stellung gestanden haben, hierüber bereits einige Schlaglichter verbreitet. Noch mehr Licht und Bestätigung ist aus dem Buche zu holen, das der Großadmiral v. Tirpitz jüngsthin unter der Ueberschrift „Erinnerungen“ herausgegeben hat und das im Verlage von K. F. Köhler in Leipzig erschienen ist.

Material für die vorliegende Frage liefert zwar weniger das eigentliche Buch als eine Reihe von Kriegsbriefen, die die Zeit vom 18. August 1914 bis zum 27. August 1915 umfassen und diesem als Anhang beigegeben sind. Doch finden sich auch in den letzten Kapiteln der Erinnerungen, besonders in denen, die der Verwendung der Hochseeflotte und dem Unterseebootkrieg gewidmet sind, mancherlei Angaben, die auf eine wesentliche Divergenz der Meinungen namentlich in der Führung des Seekrieges hinweisen. Die Erinnerungen selbst sind eine sehr anziehend geschriebene und eine starke persönliche Note tragende geschichtliche Entwicklung der deutschen Seemacht. Hiefür ist Tirpitz allerdings der bestlegitimierte Gewährsmann, denn er hat sozusagen von der Picke auf in der Marine gedient und seine ganze, nicht ungewöhnliche Kraft der Schaffung einer leistungsfähigen und achtungsgebietenden deutschen Seemacht gewidmet. Dabei zieht sich durch diese ganze Entwicklungsgeschichte als roter Faden der Grundgedanke hindurch, Deutschlands Flotte müsse eine solche Stärke besitzen, daß dadurch der Bündniswert des Reiches erhöht und auf diese Weise der Frieden am besten garantiert werde. Ob die hierbei beschrittenen Wege die richtigen waren, darüber ist hier nicht zu disputieren. Auch der seemächtigste Feind, der sich mit der erstarkten deutschen Flotte in einen Krieg einlassen würde, sollte derartige Gefahren laufen, daß „seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wäre.“

Aus der amtlichen Stellung, die Tirpitz bei Kriegsbeginn innegehabt, ergibt sich von selbst, daß die Unstimmigkeiten, in die er verwickelt worden ist, sich hauptsächlich um maritime Fragen, ganz besonders um die Verwendung der Hochseeflotte und die Tätigkeit der Unterseeboote, gedreht haben. Da aber Tirpitz von seinem Amtssitz Berlin mit ins Hauptquartier übergesiedelt war, so ist es leicht begreiflich, daß er sich auch über manches vernehmen läßt, das ausschließlich die Landkriegsführung betrifft, oder einigen Aufschluß über die Strömungen und Stimmungen zu geben vermag, die obgewaltet haben. So erfahren wir, daß man bald zu der Ansicht kam, die ersten Schlachterfolge

seien doch nicht das gewesen, als was man sie anfänglich eingeschätzt hatte, weil durch den von der französischen Heeresleitung allgemein befohlenen Rückzug die Hoffnung vereitelt worden ist, große feindliche Heeresteile abzuschneiden. Am 9. September 1914, also zur Zeit der Marneschlachten, heißt es in einem der Kriegsbriefe: „Wir haben den Erfolg unserer ersten Siege überschätzt. Die Franzosen sind planmäßig zurückgegangen und gehen jetzt mit ungeheuren Massen und großer Bravour vor, während unsere Truppen durch Marschieren ausgepumpt sind.“ Am nächsten Tage wird geschrieben: „Die Engländer schicken starken Nachschub und der Anlauf unserer Armee ist zunächst zum Stehen gekommen. Dennoch hoffe ich hier auf endlichen Sieg. Wir haben etwas spät die Absichten der Franzosen erkannt. Unsere Truppenverschiebungen werden nicht mehr ganz rechtzeitig eintreffen. Die Franzosen haben ein dichtes Eisenbahnnetz hinter sich. Unsere braven Truppen müssen meist zu Fuß marschieren. Die Franzosen haben alle Nachrichten durch ihren Eiffelturm, wir dagegen fast nichts in dieser Richtung.“ Hierauf nimmt dann von Tag zu Tag die Siegeshoffnung ab und schlägt teilweise in eine recht düstere Stimmung um.

„Die Schlacht ist auf unserem rechten Flügel nicht glücklich gewesen, während die Garde auf dem linken Flügel von Bülow siegreich vorwärts kam. Der französische Generalissimus soll ein ganzer Kerl sein. Es wäre besser gewesen, nach hiesiger Ansicht, wir hätten die Truppen erst verschnauften lassen, ehe wir weitergingen. Inzwischen soll trotz dem Zurückziehen unserer Truppen heute (13. September) schon ein erneuter Angriff, namentlich seitens der Engländer, erfolgt sein, und man ist in Sorge, ob die Nachschübe noch zur Zeit ankommen können. Wir waren zu siegesgewiß und sahen die geplanten Rückzüge der Franzosen und Engländer stets als Niederlagen an. Jetzt ist die Stimmung sehr gedämpft bezüglich der hiesigen Lage, besonders weil die Oesterreicher bei Lemberg nicht standhalten und nach Hilfe schreien. Das auszugleichen reicht der neue Sieg in Ostpreußen von Hindenburg doch nicht aus. Auf die polnische Hilfe gebe ich nicht viel. Obwohl die Garde siegreich auf ihrem Flügel war, mußte sie doch am letzten Schlachttage die Verwundeten liegen lassen. Der Kaiser sucht seine eigene Aufregung zu unterdrücken, aber er ist ausgeschaltet in militärischer Hinsicht. Wenn man an 1870 denkt, diese Würde, dieser Ernst, dann der krystallklare Mann, der wägen konnte und wagen konnte, und schließlich der „Eiserne“. Angst und Bange kann einem werden, dazu das siegestolle Berlin zu einer Zeit, wo noch alles auf dem Spiel steht. . . . Hier (d. h. im Hauptquartier in Luxemburg) ist man immer noch in erheblicher Sorge. Man sagt, die erste Armee wollte ihren eigenen Sieg haben und hat an das Ganze nicht genügend gedacht; so entstand die Lücke, in die die Engländer mit großer Geschicklichkeit hineinstießen, und bisher war es nicht gelungen, diese Lücke zu schließen. Dabei sollen sich große Truppenmassen nordwestlich hinter der I. Armee bilden. Die Franzosen haben ihr ganzes Eisenbahnnetz zur Verfügung und scheinen alles nach ihrem linken Flügel zu schieben. Unsere Truppen müssen laufen, daß die Schwarte knackt, die armen Kerls! Ob wir das damit gut-

machen können, ist jetzt die große Frage. Jetzt merken auch die Spitzen der Armee, daß die Bedeutung Englands als Gegner unterschätzt worden ist. . . . Hier ist die Krisis noch gar nicht vorüber; sie wird sich auch noch in hohen Personalveränderungen kenntlich machen, über die ich nicht schreiben mag. Ich kann mich ja täuschen, aber ich würde Falkenhayn nicht gewählt haben, obendrein mit sehr großen Befugnissen. Bei der ersten Armee wird heftig gekämpft, und die von allen Seiten veranlaßten Verstärkungen werden nicht mehr zur richtigen Zeit ankommen. Das ist alles sehr fatal und die Siegestollheit der Berliner Zeitungen, die mir schon sehr unangenehm war, stößt mich jetzt noch mehr ab. Plettenberg hat wirklich dem Kaiser gemeldet, daß bei vielen Garderegimentern die Kompagnien nur 50 Mann stark sind von 300 Ausgerückten. . . . Heute (16. September) ist jedenfalls ein Kriegstag erster Ordnung. Aber selbst wenn wir siegen sollten, ist unsere Lage trotzdem recht schlimm geworden. Wir mußten eben mehr als bloß in Schlachten siegen, wenn wir aus diesem Kriege so herauskommen wollen, daß wir Aussicht haben, Deutschland neu aufzubauen. . . . Die Entscheidung ist hier noch nicht gefallen, aber Niederlage ist wohl abgewendet. Es steht wesentlich besser als vor einigen Tagen. Wenn wir auch wohl siegen werden, so ist doch die Zerschmetterung der französischen Armee nicht gelungen, und die brauchten wir. . . . Die Schlacht steht noch immer. In 2—3 Tagen ist Hoffnung auf Besserung. Die Oesterreicher haben schauderhaft versagt, und wir müssen die Sache jetzt in die Hand nehmen. . . . Durch den Zusammenbruch hier, den ich angedeutet habe und der in Berlin schon überall bekannt ist, sind allein die furchtbaren Opfer ohne Erfolg gebracht worden und ist Deutschland in eine überaus gefährliche Lage gekommen. Alles ist letzten Endes der Spielerei zu verdanken. Vielleicht rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Kasten- und Klassenwesen ist es vorbei. Sieg oder Niederlage, wir bekommen die reine Demokratie. . . . Amerika steht mit seinem Herzen auf Seite Englands und liefert Patronen und Kriegsmaterial für Frankreich. Gerade in dem Patronenmangel liegt aber für uns eine Gefahr. Die Franzosen werden vorzüglich geführt, während das bei uns leider nicht der Fall gewesen ist. Körperlich ist Moltke zusammengebrochen. Laß keinen Ton darüber verlauten, aber äußerst gefährlich ist unsere Lage geworden, weil Oesterreich so völlig versagt hat. Sie sollen noch 500,000 Mann in Galizien haben, von 800,000 Ausgerückten. Hier im Westen ist die Lage für uns auch schon sehr schwer geworden. . . . Es ist nicht, daß ich denke, wir werden hier geradezu geschlagen, obgleich man auch das nicht für absolut unmöglich halten darf. Unsere Truppen sind den Franzosen an sich überlegen, aber die Franzosen haben die Eisenbahnen im Rücken und können fortwährend Verschiebungen machen, dazu bei uns der ungeheure Offiziersverlust. Augusta-Regiment 53 Offiziere von 60, I. Garderegiment nur Geringes weniger usf. . . . Inzwischen ist dieser furchtbare Krieg etwas zum Stehen gekommen; aber im ganzen steht unsere Sache nicht gut. Nachdem unser Hauptplan offenbar mißglückt ist, stehen wir frontal einer Uebermacht gegenüber, die alle lokalen Vorteile auf ihrer Seite hat und

zweifelloos ausgezeichnet geführt wird. . . . Vor Frühjahr ist m. E. der Krieg sicher nicht beendet. Es steht uns also ein harter Winterfeldzug bevor. Das große Ringen hier (gemeint ist der deutsche Angriff in Flandern) steht unmittelbar bevor, die militärische Entscheidung wird wahrscheinlich dabei fallen. Auf ein Sedan und Metz dürfen wir aber nicht rechnen, nachdem der glänzende Anlauf durch Fehler auf unserer Seite nicht den gewünschten Erfolg gehabt hat. . . . Der Krieg ist letzten Endes ein Kampf mit England um Leben oder Tod. Ich hörte soeben von einem Herrn, der von der Front kommt, daß in der Armee doch der Gedanke durchgesickert ist, daß die Führung versagt hätte. Man ist sehr ernst geworden, schätzt die Gegner sehr hoch ein, und unser gewaltiger erster Plan ist ohne Erfolg geblieben.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Flugzeugbeobachter.

Von H. Voorwalt,

niederländischer Oberlieutenant der Infanterie.

(Uebersetzung aus „de Militaire Spectator“,
Januar und Februar 1918.)

So technisch vollkommen ein Flugzeug auch konstruiert sein mag, und so sehr es sich durch Bau, Bewaffnung und Ausrüstung besonders eignet zur Ausführung von speziellen Aufgaben, erst unter dem Einflusse des Geistes der Bemannung werden die materiellen Kräfte zu tatkräftigem Leben erweckt. Die Bemannung bläst wie ein Gott dem toten Stoff das Leben ein; sie ist der Kern, der Zweck, das Denkvermögen der Maschine, und Dank ihrer vielumfassenden Kenntnis, ihrem aufrechten Pflichtbewußtsein ist das Flugzeug eine nicht mehr zu entbehrende Stütze der höheren und höchsten Befehlsführung geworden. Mit der Zeit werden die Anforderungen, welche an Beobachter und Flugzeugführer gestellt werden müssen, immer höhere werden, weil die Aufgaben, mit deren Ausführung sie beauftragt werden, an Zahl und Umfang stets zunehmen.

Insbesondere gilt das von den *Beobachtern*. Da die Erfahrung zum Bau verschiedener Flugzeuge führte, jedes mit besonderer Konstruktion, Ausrüstung und Bewaffnung, für besondere Bemannung geeignet, alles der besonderen Bestimmung angepaßt, muß der Beobachter in sich die Fähigkeit vereinigen, alle Aufgaben zu lösen, die ihm im gegenwärtigen Kriege gestellt werden können, obgleich nicht zu verkennen ist, daß unter dem Einflusse des Grabenkrieges auch hier eine Spezialisierung zu beobachten ist, z. B. die *Artilleriebeobachtung*.

Eine erste Auffassung, welcher ein guter Beobachter genügen muß, ist, daß er sich mit Karte und Kompaß zu orientieren versteht. Einige Anlagen und eine hinreichend lange Fliegererfahrung sind dazu nötig. Die Erfahrung, welche durch Beobachter erworben worden ist, die sowohl auf der West- als auf der Ostfront geflogen sind, hat gelehrt, daß es ganz etwas Anderes ist, in Frankreich zu fliegen und fortdauernd orientiert zu bleiben, als z. B. in Rußland. In unserem Lande hat man geringere Chancen, über Holland oder Utrecht den Weg zu verlieren als z. B. über der